

Uwe Wilhelm

Schlagt ihn tot, den Hund!

Monolog

Das Foyer des Theaters. Hans Jäger kommt mit zwei Plastiktüten in der einen Hand, Mantel, Kleid, Highheels in der anderen in das Foyer. Er legt die Sachen auf dem Tresen des Getränkestandes ab, nimmt einen Piccolo aus dem Kühlschrank, trinkt ihn auf einen Zug aus.

Sie auch? Nehmen Sie, Sie werden es noch brauchen. Gehören sowieso Ihnen. Haben Sie über die Einkommenssteuer bezahlt.

Er verteilt Piccolo-Flaschen ins Publikum. Trinkt weiter.

Prost!

Er trinkt den dritten Piccolo. Sein Handy klingelt. Er nimmt das Gespräch an, aggressiv.

Ja? Rita? Ich hör dich nicht. Wenn du vom Festnetz aus anrufst, muss es an mir liegen. Ist doch logisch. Warte mal...

Er sucht eine Stelle, an der der Empfang besser ist.

Hörst du mich? Ich hör dich. Was ist denn? Ja, das ist ein Abschiedsbrief. Von mir, von wem denn sonst. Oder hast du noch einen Zweitmann? Ja, es ist endgültig. Was? Hab ich dir doch gesagt. Ja. Ja. Nein. Ja. Ja. Ja. Nein. Ja. Ja. Ja. Ja. Nein. Ja. Nein. Wieso denn? Ja. Ja. Ja. Ja. Du ... Ich muss jetzt ... Ja. Ja. Ja.

Der vierte Piccolo.

Nein. Hier ist niemand ... Ja. Ja. Ja. Rita, ich ...Nein, das war mein letztes Wort. Ja. Ja. Ja. (will auflegen). Also dann ... (hat die Hand an der roten Taste) Von mir aus, ruf deinen Anwalt an. Ja. Du mich auch. Ja. Ja. (hat es fast geschafft, beugt sich nach unten, verrenkt sich). Ja. (rich-

tet sich auf, setzt das Telefonat fort) Das hatten wir aber anders ... Nein. Nein, das war ... (verrenkt sich wieder) Ja. Ja. Ja. Ja. Tschüss. Ja. Ciao. Tschüssi. Ja. Okay. Von mir aus. Ja. Also ...

Schaltet endlich ab. Atmet auf.

Ich weiß, Sie wollen eigentlich in die Premiere von „hamlet Reloaded“. Aber daraus wird nichts. Ich hab die Schlösser mit Sekundenkleber versiegelt. Das kriegt man nur noch mit einer Bohrmaschine auf. Wenn man eine hat. Das heißt, die Schauspieler, Regie, Inspizient sind alle drinnen, aber sie kommen nicht mehr raus. Ich weiß, Sie haben die Karten gekauft, aber das heißt ja nicht, dass Sie sich auch noch bestrafen müssen, indem Sie den Mist ansehen. Was haben die gekostet?

Reaktion aus dem Publikum.

Nicht schlecht, Herr Specht. Als Kritiker hab ich es natürlich besser. Als Kritiker komm ich überall kostenlos rein. Was auch nicht immer ein Vergnügen ist. „hamlet Reloaded“. Allein der Titel. Und nur eineinhalb Stunden! Wenn Sie wollen, lese ich Ihnen die Kritik vor, die morgen in der Offenbach Post erscheint.

Nimmt ein Notizbuch, liest vor.

„Im Theater gewesen. ‚hamlet Reloaded‘. In der Regie des neuen Intendanten Damian Rösler. Auf der Bühne zwölf Autonome aus der Hamburger Hafenstrasse, die selbstverfasste Texte sprechen, in denen es um Kapitalismuskritik, Globalisierung, Attac, Terrorismus und selbst bestimmtes Leben geht. Wenn man die jungen Leute anschaut, die weit jenseits dessen agieren, was man schauspielerische Verwandlung nennen könnte, und eher an eine posttraumatische Masturbationsselfhilfegruppe erinnern, so stellt sich die Frage, was das mit Kunst, mit Theater, mit Shakespeare zu tun hat. Kaum eine Zeile aus dem Stück wird so

gesprochen, wie sie geschrieben wurde, stattdessen plumpe Agitation, die im Ausruf gipfelt, die Fleißigen dieser Stadt (nennt Namen) öffentlich an den Pranger zu stellen, weil sie über Wohlstand verfügen.

Sieht triumphierend ins Publikum.

Noch einen Piccolo?

Er trinkt, liest weiter, überspringt ein paar Zeilen.

Und so weiter, und so weiter ... Das hier noch ... „sodann wird ein Mann in dunkelblauem Anzug, man kann nur hoffen, dass er zur Veranstaltung dazugehört, als Claudius aus der ersten Reihe auf die Bühne gezerrt und in einem Schauprozess verurteilt und gefoltert. Wobei er sich als Strafe für Individualismus in einer Suppe aus Blut, Urin und Kot auf der Bühne wälzen muss, die die Autonomen, Skandal! Skandal! aus eigener Produktion selbst angerührt haben.“ Und so weiter, und so weiter ... Und das hier: „Vier Stunden, in denen Revolutionsorgiasten ihre psychotischen Weltuntergangsphantasien in einem epileptischen Anfall einem schockstarrten Generalprobenpublikum mit der Aufforderung: „schluck, du Idiot!“ entgegen ejakulieren. Nach einer Stunde fragt sich der Kritiker, ob ein Mann wie Rösler und mit ihnen der Kultursenat der Stadt nicht eher in die geschlossene Abteilung der Uniklinik überwiesen werden sollten, wo sie ihr ideologiegetriebene, linke Gephallsucht therapieren lassen können ... (unterbricht) Gephallsucht mit ph ... wie Phallus ... ihre ideologiegetriebene, linke Gephallsucht therapieren lassen können, statt ihnen das hilflose Publikum und den hilflosen Shakespeare auszuliefern, damit Rösler mit dem letzten, noch nicht vom Alkohol zerfressenen Rest des grenzdebilen Hirnersatz, der ihm diese kruden Ideen für die öde Fadheit liefert, uns Scheiße als Kunst verkaufen kann.“

Er hält inne, schaut ins Publikum.

Himmel, ist das böse, oder? Aber Moment, das ist noch nicht alles!
(sucht weiter im Text) Hier, das ist der wichtigste Teil. „Eigentlich ein gründlich gescheiterter Abend, wäre da nicht ein zartes Wesen, das sich wie eine Lichtgestalt aufmacht, dem verzweifelten Kritiker einen Weg heraus aus der Debilitätshölle, die sich auf der Bühne ausbreitet, zu zeigen. Ava Wiese, im ersten Jahr am Theater und die einzige professionelle Schauspielerin des Abends stellt sich gegen jeden Misston, und gegen jede Mission.“

Schaut erwartungsvoll ins Publikum.

Misston, Mission. Was ein einziger Buchstabe ausmacht! (liest weiter vor). „Sie gibt der Ophelia eine völlig unmodische Schlichtheit. Sie ist manchmal romantisch, manchmal ironisch, immer verletzlich und spricht die Verse ohne jeden Aufwand. Sie weiß um die Genialität des Dichters und überlässt sich seiner Komposition. Noch hat die Wiese freilich nicht die Kraft, eine Inszenierung wie diese zu retten, wie sollte sie auch, wo sie mit dem Florett gegen Scheiße ankämpft. Doch mit den nächsten Arbeiten wird sie den Weg finden. Am Schluss tosender Applaus für die Regie, was den Rezensenten zu einem Jünger bin Ladens machen könnte und ihn das nächste Selbstmordattentat möglichst bald herbeisehnen lässt.“

Er steckt das Notizbuch wieder ein.

Jetzt mal ehrlich, ist doch nicht schlecht, oder? Bestes journalistisches Handwerk. Ein paar schlaue Bemerkungen, ein paar Beleidigungen, ein bisschen Theater-Bashing. Ich habe Dutzende solcher Kritiken geschrieben, die meisten kennen sie gar nicht, weil die nicht erschienen sind. Insgesamt waren es ungefähr zweihundert. Es hat sich aber nie jemand wirklich drüber aufgeregt. Weil es Teil eines Spiels ist. Je brutaler wir auf eine Inszenierung draufhauen, umso besser, weil das skan-

dalsüchtige Publikum, also Sie, wie elektrisiert aufspringt und die Saurei sehen will. Damit endlich was passiert in Ihrem mittelmäßigen Alltag. Ich sage nur: Marketing. Marketing ist der neue Gott. Marketing ist sogar an die Stelle der Kunst selbst getreten. Sie können heutzutage jeden Mist machen, sie müssen es nur gut verkaufen.

Er geht zur Garderobe, holt zwei Rimowa Metallkoffer.

Wissen Sie, ich hab über alles geschrieben. Weil wir ja kein Feuilleton an sich haben, sondern nur so einen Kulturteil. Kindertheater, Volkstanztruppe, Phil Collins in der Stadthalle. Und ich glaube, ich hab es nicht schlecht gemacht. Schnell und präzise. Nur bei den kulturellen Großveranstaltungen, symphonische Konzerte und Theater, da hab ich immer gewartet, was die Großen schreiben. FAZ, Süddeutsche, Welt, Neue Züricher. Aber heute nicht. Heute werde ich der Erste sein. Jetzt bin ich mal der Maßstab.

Er öffnet einen Koffer und schüttet den Inhalt der Plastiktüten hinein. Bücher, Kosmetika, Zeitungen, Talismane etc..

Man braucht ja einen Maßstab. Jeder braucht den, wonach soll man sich sonst richten. Wissen Sie denn, was gut ist und was schlecht? Wenn Sie ins Theater gehen und sich ein Stück ansehen. Woher wissen Sie dann, dass es gut ist?

Er nimmt eine Gesichtscreme hervor, wundert sich über den Preis.

Achtundsechzig Euro, für hundert Milliliter. Nehmen wir mal an, eine Aufführung gefällt ihnen. Und am nächsten Tag lesen sie in der Zeitung, dass das Stück schlecht ist. Epigonal, am Text vorbei, altmodisch, marktschreierisch, was weiß ich. Und dann? Dann stehen sie doch reichlich dämlich da. Wie so ein Dorftrottel, der keine Ahnung hat. Aber woher sollen Sie auch wissen, was Ihnen gefällt und was nicht? Bei

dem Überangebot? Sie brauchen doch jemanden, der ihnen sagt, was ihnen gefallen soll, wenn sie sich nicht auskennen. Einen Fachmann, wie beim Fahrzeugkauf. Sie können natürlich auch ganz naiv n die Sache rangehen und sich auf ihre Gefühle verlassen, aber, mal ehrlich, wie stehen Sie denn dann bei einer Diskussion da?

Ein neuer Preis. Er riecht an dem Tiegel.

Das ist der Hammer. Hundertvierundsiebzig Dollar. Riecht wie Nivea. Ist wahrscheinlich Nivea drin. Bei einer Frau geht es noch durch, wenn sie sagt „das hat mir gefühlsmäßig gefallen“, aber für einen Mann ist das eine Blamage. Wissen Sie, das Problem ist doch, dass die Welt so unübersichtlich geworden ist, dass ein solches Überangebot herrscht, dass sich niemand mehr zu Recht findet.

Findet eine CD von Madonna. Er ist sichtlich überrascht.

Sie hört Madonna? Als ich meine Frau kennen gelernt habe, das ist jetzt 20 Jahre her. Einundzwanzig. Dreiundzwanzig. Dreiundzwanzig Jahre ist das her, unglaublich. Da hätte ich jemand gebraucht, der mir sagt, was der Maßstab ist. Wann ist eine Frau gut und wann nicht. Ich hab Rita gesehen und gedacht, Mann, ist das eine tolle Frau. Dabei habe ich mich total vertan. Nicht nur intellektuell, auch charakterlich, wie sie sich als Frau entwickelt hat. Und vor allem im Bett. Da kann man noch soviel von Sexismus reden, im Bett entscheidet es sich. Sogar bei mir. Ich fahr eigentlich seit Jahren, seit Jahrzehnten auf denselben Typ ab und fall jedes Mal rein. Nicht, dass ich fremdgehe, das traue ich mich nicht. Eher aus der Ferne. Im Schwärmen.

Er findet ein besonders schönes Tagebuch. Zögert, schlägt es auf, blättert darin.

Ihr Tagebuch. (liest) Für Hans. Oh, ich komm hier drin vor. „Ich ging im Walde / so für mich hin / und nichts zu suchen / das war mein Sinn. /

Im Schatten sah' ich / ein Blümchen stehn / wie Sterne leuchtend wie Äuglein schön...

Versteht nicht, was sie ihm damit sagen will, blättert weiter, legt das Tagebuch in den Koffer.

Der Kram hier ist aus ihrer Garderobe. Ava Wiese, die Amalia, Sie wissen schon. Ich sag das, damit sie nicht denken, ich hätte das Zeug gestohlen. Sie hat gesagt, ich soll schon mal alles was wichtig ist einpacken. Wasser. Ist wichtig. Ava legt wert darauf, dass immer dasselbe Wasser bereit steht, ungekühlt.

Er öffnet eine Flasche, trinkt davon.

Aus dem schottischen Hochland. Beeindruckend, oder? Schmeckt wie Leitungswasser. Kostet aber acht Euro die Flasche. Der Schneider, der macht bei uns die Wissenschaftsseite, der ist Mediziner und Psychiater, der hat mir gesagt, ich würde in meinen Partnerinnen meine Mutter suchen. Ich hab ihm gesagt, ich brauche meine Mutter nicht zu suchen, ich weiß, wo sie ist. Zentralfriedhof, Grab eintausendzweihundertsechs. Aber er hat schon Recht. Die Frauen, die ich anziehend finde, sind kompliziert, neurotisch und in ihrer Rolle verunsichert. Das genaue Abbild meiner Mutter. Einerseits wollte sie ihr Leben selbst bestimmen, andererseits wollte sie einen starken Mann haben. Das ist der Widerspruch von Kultur und Natur. Verstehen Sie? Und genauso ist meine Frau Rita. Bis zur Frigidität emanzipiert. Unerträglich. Ava ist da ganz anders.

Er hält ein Buch hoch. Charlotte Roche „Feuchtgebiete“.

„Feuchtgebiete“. So was würde Rita niemals lesen, so was hat sie noch nicht mal. Schon aus politischen Gründen nicht. Ich erzähle Ihnen jetzt was von meiner Frau. Rita ist feministisch sozialisiert worden. Rita ist

auch Journalistin. Schreibt für die Brigitte. Sie denkt, seit der Emanzipation wären alle Frauen in der Lage wirtschaftlich unabhängig zu sein und könnten ihr Leben selbst bestimmen. So ein Blödsinn! Die Wahrheit ist doch, dass Emanzipation nur mit der Verlagerung der Sklaverei auf sozial niedriger stehende Schichten funktioniert. Arme, ungebildete Frauen, die bereit sind, an Arbeit alles zu machen, was die Emanzipierte nicht mehr bereit ist zu machen. Rita hat eine Putzfrau, bringt die Wäsche und die Hemden in die Wäscherei und hat eine Hartz 4 Empfängerin, die ihr bei der Steuer hilft. Und die machen das alles für weit weniger Geld als Rita für die Arbeit verlangen würde. Das heißt, dass Emanzipation nur zum Preis eines neuen Kolonialismus zu haben ist, und das wiederum heißt, Emanzipation als Befreiung von Männerherrschaft ist nur möglich, wenn es neue Sklavinnen gibt. Verstehen Sie? Erst das Heer der Polinnen als Putzfrauen, ermöglicht Emanzipation. Ich hab zu meiner Frau gesagt, „Rita,“ hab ich gesagt, „du bist per se die soziale und ökonomische Feindin der Polin.“ Ich glaube, sie heißt Anjela. „Du bezahlst ihr wenig Geld,“ hab ich gesagt, „damit Du genug für Deine eigenen Bedürfnisse übrig hast.“ Nur mal ein Beispiel, Anjela, also die Polin kriegt für fünf Stunden Putzarbeit 25 Euro, Rita verdient in dieser Zeit in ihrem Job 100 Euro. Dadurch wird ein Mehrwert von 75 Euro generiert. Und die Mehrwertgenerierung geht noch weiter. Die studentische Aushilfskraft als Babysitter für unsere Kleine kriegt 7 Euro pro Stunde, die Nahrungszubereitung kostet in der Ganztagschule, wo Tschechinnen kochen, 3 Euro pro Mahlzeit. Das alles trägt doch zum wirtschaftlichen Erfolg der emanzipierten Frau bei. Und das ist Kolonialismus, oder Ausbeutung oder wie auch immer sie es nennen wollen. Verblüffend, oder?

Wirft die „Feuchtgebiete“ in den Koffer. Lächelt.

Lediglich im Bereich der sexuellen Befriedigung des Mannes entsteht bei der Auslagerung an familienfremde Kräfte ein wirtschaftlicher Verlust. Eine Prostituierte nimmt für einen Handjob 30 Euro, 50 Euro für

Oral, 100 Euro für Verkehr, 200 Euro ohne Schutz. Ich kenne mich da persönlich nicht aus, ich hab die Zahlen aus der EMMA. Das sind statistische Durchschnittswerte. Rita kriegt für alle drei Tätigkeiten: 0 Euro. Das heißt, Rita würde einen wirtschaftlichen Verlust machen, deswegen ist sie dagegen, dass ich zu einer Prostituierten gehe. Rein ökonomisch.

Er stößt gegen den zweiten Koffer.

Vielleicht haben Sie sich schon gefragt, was die beiden Koffer hier sollen. Tja, das ist gewissermaßen meine Zukunft. Die stehen für die zwei Wege, die ein Mann gehen kann.

Er holt ein verschnürtes Päckchen aus dem zweiten Koffer, das eindeutig wie eine Bombe mit Zeitzunder (Digitaluhr) aussieht.

Wie viel Uhr ist es? Acht Uhr. Ava will um Viertel nach neun hier sein. Sagen wir halb zehn.

Er stellt die Uhr ein.

So. Fertig. Der Zeitzunder ist übrigens irreversibel.

Legt die Bombe sichtbar auf den Tresen.

Das ist, falls sie doch nicht kommt, und mich dann der Mut verlässt. Dann kann man nichts mehr machen. Natürlich kann man schon was machen, aber nur, wenn man eine Gebrauchsanleitung hat. Es ist ja so, dass wir unsere Entscheidungen umso stärker überprüfen, je näher der Zeitpunkt rückt, an dem wir sie einlösen müssen.

Er sucht etwas in dem zweiten Koffer.

Die Koffer hab ich übrigens von Rimowa billiger gekriegt. Fünfzig Prozent. Nicht schlecht, oder? Als Journalist kriegt man auf jeden Mist Rabatt. Flugreisen, Computer, Autos, Schmuck, Zeitungen. Zehn Prozent mindestens. Ich bin schon für dreißig Prozent weniger nach Mallorca geflogen. Nur weil ich Journalist bin. Meinungsmacher. Meinungsdistributeur. Dabei haben neunzig Prozent von uns gar keine eigene Meinung, die sie distributieren, also unter die Leute geben können. Die Firmen denken aber, dass wir, wenn sie uns was billiger geben, wenigstens nicht schlecht darüber schreiben. Hier liegt der Fall anders. Ich hab die Koffer von Rimowa geschenkt bekommen mit der Auflage, den Produktnamen zehn Mal zu erwähnen. Wissen Sie, wie oft ich schon Rimowa gesagt habe? Mit dem jetzt? Drei Mal. Ursprünglich wollten sie zwanzig Mal Rimowa, aber da hab ich gesagt, das fällt auf. Zehn Mal Rimowa ist ja schon grenzfällig. Dann hatte ich vorgeschlagen, dass ich die Marke Rimowa zehn Mal hintereinander erwähne, aber das wollten sie nicht. Das würde zu sehr nach Ironie aussehen, hat die Marketingdame von Rimowa gesagt. Übrigens auch so eine von der komplizierten Sorte. Dreißig, hübsch, zwei Kinder, allein erziehend. Ich fand sie anziehend. Wir haben uns mal zum Essen getroffen, aber dann habe ich gemerkt, dass sie wie meine Frau ist. Rimowa. Das waren jetzt neun.

Er hält inne, wundert sich.

Das versteh ich nicht. Ich hab die Gebrauchsanleitung eingepackt. Nur für alle Fälle. Ich hab sie ... (erinnert sich) Nein, hab ich nicht.

Nimmt sein Handy. Er sucht eine Stelle im Raum, wo das Handy Empfang hat.

Kein Empfang. Haben Sie hier drin Empfang? Sie haben es ja ausgeschaltet. Könnten Sie bitte ihre Handys einschalten? Ich weiß, das sollen Sie eigentlich nicht, aber ein bisschen Rebellion tut ihnen ja auch gut. Ich finde es sowieso albern, das Handy auszuschalten. Wieso soll

man auf die Außenwelt verzichten, nur weil man im Theater sitzt? Was ist mit dem Babysitter? Was ist, wenn das Dreijährige Zuhause gerade einen Erstickenfalls hat, und der Babysitter weiß nicht, was er machen soll? Oder es brennt und sie müssten ihre Computer, Schmuck und die Oma in Sicherheit bringen. Sie können es ja auf lautlos stellen und nur die Vibration anlassen.

Nimmt einen Stuhl und hält das Handy hoch. Kein Empfang.

Ich persönlich erschrecke dann immer, aber ich finde die Vibration so angenehm. Manchmal lass ich es deswegen klingeln. Wissen Sie, wie das geht mit dem stumm-schalten? Sehen Sie, wieder so eine Sache, wo Sie total inkompetent sind und eigentlich den Fachmann brauchen. Ist nicht schlimm. Ich finde es übrigens in Ordnung, wenn es ab und zu klingelt. Wir unterbrechen dann einfach. Ich hab nur eine Bitte, sie müssten laut sprechen, damit alle was davon haben und auch merken, dass es wirklich wichtig ist. Und Sie müssten es kurz machen.

Wendet sich an einen Zuschauer.

Haben Sie Empfang? Kann ich mir mal ihr Handy leihen?

Er nimmt das Handy des Zuschauers, wählt.

Rita, ich bin's. Im Theater, wo denn sonst. Hör mal, in der Küche müsste ein DIN A4 Zettel liegen. Eine Gebrauchsanleitung. Auf dem Tisch. Doch, die muss da liegen. Weil ich sie da hingelegt habe. Hast du sie vielleicht weggeräumt? Weil du sonst immer alles wegräumst. Ist ja schon gut. Nein, brauchst du nicht. Nein. Rita, ich hab jetzt keine Zeit. Nein, das hab ich nie ... Wann hab ich ... Nein. Nein. Nein auch nicht. Ja. Ja. Ja. Ja. Ja. Ich weiß. Ja. Das hat doch keinen ... Rita. Sei vernünftig ... Ja. Ja. Ja. Hab ich. Ja. Ich muss jetzt Schluss machen. Weil ich

arbeite. Ja. Ja. Ja. Ja. Außerdem erwarte ich jemand. Ja. Stell dir vor.
Ja. Ja. Ja. Hallo?

Er wundert sich.

Aufgelegt. Einfach ... So was macht mich rasend. Da könnte ich.

Er schlägt das Handy auf den Tresen, er zerspringt in Einzelteile. Sieht es an,
gibt es dem Zuschauer zurück.

Ich hoffe, Sie sind versichert.

Mehrere Handys klingeln.

Hallo! Das war jetzt keine gute Idee. Ausmachen, sofort. Man reicht ihnen den kleinen Finger und sie nehmen die ganze Hand. Sie sind offensichtlich nicht reif für Freiheit. Das ist bei Ihnen jetzt der totale Egoismus. Und das kann ich nicht zulassen, weil ich mich selbst auf diesem Weg befinde. Zwei Egoisten in einem Raum, das geht nicht. Da nutze ich jetzt meine Macht aus Höherstehender aus. Die Handys werden sofort wieder abgeschaltet. Und zwar alle.

Er wartet, bis die Handys ausgeschaltet sind.

Wissen Sie, als ich angefangen habe, da hab gedacht, es ist die Aufgabe des Kritikers, einen Beitrag zur Verbesserung der Welt zu liefern. Und wenn es nur die Welt des Theaters ist. In der Hoffnung, dass die Menschheit, das heißt in meinem Fall die Regisseure und Schauspieler, vorwärts schreiten auf dem Weg der Vernunft, der Moral, überhaupt der Zivilisation. Ich war ein Idealist. Ich meine Idealismus nicht im Gegensatz zum philosophischen Materialismus. Eher als ethisches und moralisches Ideal, als ein mit Selbstaufopferung verbundenes altruistisches Streben. Früher war ich so blöd, da hab ich an das Gute im Menschen

und seinen Äußerungen geglaubt. Wobei das jetzt aus zwei Gründen egal ist. Der erste ist, dass es niemand interessiert, was der Kulturkritiker der Offenbach Post schreibt.

Er wühlt in der Plastiktüte. Ein kurzes Brummen ist zu hören.

Wobei mich das trotzdem wahnsinnig aufregen kann, wenn so ein junger Regisseur glaubt, er kann die Revolution ausrufen. Was glaubt der eigentlich, wer er ist. Wann die Revolution ausgerufen wird und was die Revolution ist, das bestimmt immer noch das Feuilleton!

Er nimmt einen Teddy aus der Tüte, lässt ihn mehrmals brummen, spielt mit ihm.

Süß, oder? Der andere Grund ist, dass es die letzte Kritik ist, die ich geschrieben habe. Ich habe meinen Job hingeschmissen.

Lässt den Teddy erwartungsvoll ins Publikum sehen.

Ja, ich es getan. Ich habe gesagt, jetzt ist Schluss! Ich hab hingeschmissen. Und wissen Sie warum? Weil der Beruf des Kritikers sinnlos ist, weil die Kritik tot ist, weil das Theater tot ist. Und warum sind die tot? Weil überall Orientierungslosigkeit, Feigheit und Mittelmaß herrscht. Auf der Bühne, in meiner Zeitung, bei mir zuhause. Was soll ich da als Kritiker? Früher, zu Zeiten von Kerr und Ihering, Anfang zwanzigstes Jahrhundert, da hat Kritik noch was bedeutet. Im positiven wie im negativen Sinn. Kerr, der Hohepriester der Kritik hat noch behaupten können, dass die Kritik der Dichtung sogar überlegen ist. Das werden Sie jetzt nicht verstehen, weil Sie sich nicht damit befasst haben. Ich sag Ihnen das auch nur, um den Unterschied deutlich zu machen. Sie können es eigentlich gleich wieder vergessen. Aber diese intellektuelle Dauererektion, mit der Kerr gottgleich die Welt bestraft konnte, ist

doch faszinierend, oder? Oder Lessing, Friedrich Schlegel. Goethe, Adam Müller.

Legt den Teddy in den Koffer, sucht weiter.

Kennen Sie Kritiker der Gegenwart mit Namen? Einen, nennen Sie mir einen! Sehen Sie. Wir sind nichts. Ein Gerücht. Ein Marketinginstrument. Aber nicht mit mir. Ich habe mich gegen diese Instrumentalisierung schon immer gewehrt. Ich hab die Tourneetheater, die bei uns in der Stadthalle aufgetreten sind, nicht nur kritisiert, ich habe sie vernichtet. Ich hab diese untalentierten Fernsehschauspieler, die da aufgetreten sind, in Grund und Boden geschrieben. Ich war ein Querulant, ein Spielverderber, ein ekelhafter Parasit. Der Kultursekretär hat sogar unseren Chefredakteur angerufen und sich beschwert. Da hab ich dem Chefredakteur gesagt, wenn es dir nicht passt, dann nimm mich raus aus der Theaterkritik, gib mir die Literatur oder die Gesellschaft. Von mir aus auch Politik. Er hat mir das Fernsehen gegeben. Ich hab abgelehnt. Was soll ich denn am Fernsehen kritisieren? Entschuldigung, aber das ist doch unter meinem Niveau.

Er findet einen Hammer, daran einen Zettel, liest vor.

Ava, du bist der Hammer! Ach, du Scheiße. Gucken Sie Fernsehen? Ich meine das nicht elitär, aber was soll einer denn über eine Telenovela schreiben? Das ist doch bodenlos dämliche Verbaldiarrhoe, das ist geistiges Aids, zusammengestoppelt aus all dem, was die Deutschen im Ausland so beliebt macht: Angst, Heuchelei und Schleimerei.

Merkt auf.

Sehen Sie? So was kann ich aus dem Effeß. Verbale Aggression kostet mich keine Anstrengung. Ich hab quasi im Alleingang mit meinen Kritiken dafür gesorgt, dass in der Offenbacher Stadthalle heute kein Thea-

ter mehr gespielt werden kann. Abgesehen davon, dass sie abgerissen wird.

Er findet Unterwäsche, riecht daran, packt sie in den Koffer.

Aber das war alles Leerlauf. Es war Onanie. Gewissermaßen ins Taschentuch kritisiert. Da ist nichts dabei herausgekommen, kein Kind, wenn Sie wissen, was ich meine, metaphorisch. Früher konnten die Kritiker sich noch an etwas abarbeiten. Am Kaiserreich, an der Militarisierung, nach dem Krieg an der Verdrängung der Schuld und an dieser ganzen spießigen Restauration. Und erst der Kapitalismus, das waren doch noch Gegner. Da konnte man zuschlagen, dass das Blut nur so gespritzt hat. Da wurden Gräben aufgerissen, die konnte keiner mehr zuschütten. Der Rühle und der Peymann, das kann kein Psychiater der Welt mehr kitten. Feindschaften bis ans Lebensende. Pure Aggressionen, Vernichtungswille. Das waren Kriege, für die es sich gelohnt hat. Reich-Ranicki, das ist jetzt zwar Literatur, aber egal, der hat mal gesagt, er will ... „die Nichtskönner abschrecken, die Mittelmäßigen zu Bedeutenderem nötigen, die Großen warnen und, vor allem, die Leser bilden.“

Er findet einen BH, prüft die Größe.

75 C? D? Schlegel hat sinngemäß gesagt, „die Kritik ist die Kunst, die Scheinlebendigen im Theater zu töten“. Und das war auch mein Katechismus. Eben im Kleinen, in Offenbach. Ich wollte vernichten und zerstören, (ahmt Hitler nach) das Minderwertige ausrotten, mit Stumpf und Stil. Aber wie denn? Heute ist alles nur noch Ironie und Zitat. Das einzige, was noch bleibt, ist die schiere Subjektivität. Geschmacksfaschismus. Das, was mir gefällt, ist gut, der Rest ist Schrott. Und selbst das funktioniert nicht mehr. Wenn Schauspieler auf der Bühne onanieren, was soll man dann noch sagen, ohne wie der letzte reaktionäre Spießier dazustehen?

Hält sich den BH vor die Brust.

Haben Sie sich schon mal klargemacht, wie viele Schauspielerinnen von Kritikern in den Himmel gelobt werden, nur weil sie eigentlich mit ihnen ... ich benutze jetzt absichtlich ein rohes Wort, damit der brutale, sexuelle Charakter, der als unbewusstes Motiv hinter der Kritik steht, deutlich wird: weil sie mit ihnen ficken wollen. Bei mir ist das nicht so. Zumindest nicht bei Ava Wiese. Ich sehe ihn ihr zu allererst die Schauspielerin. Wobei das auch subjektiv ist. Aber ihre Brüste, die sind nicht subjektiv. Die sind objektiv. Und wenn sie völlig nackt als Ophelia auf der Bühne liegt, sie ist rasiert, dann gibt es Kollegen, die finden sie geil, aber sie schämen sich dafür und machen sie fertig, nur weil sie nicht zugeben wollen, dass sie erregt sind. Mal unabhängig davon, ob der Regisseur das so wollte, oder ob es Nebenprodukt einer anderen Idee ist. Wobei das ja gar nicht geht, der Regisseur ist ja auch erregbar. Es sei denn, er ist schwul, und er macht es, weil er Frauen hasst und lässt die Schauspielerin deswegen nackt auftreten, um sie zu demütigen. Gibt es alles. Ist aber auch irrelevant. Wie in der heutigen Zeit alles irrelevant ist, seit die Religion abgedankt hat. Also Gott wie auch der Kommunismus.

Er findet eine Flasche Wodka, wundert sich.

Ich wusste gar nicht, dass sie Wodka trinkt. Das Einzige, was noch existiert, ist Geld. Ich hab mich gefragt, bevor ich gekündigt hab, ob ich nicht wegen dem Geld weiter machen soll. Machen die meisten meiner Kollegen. Die finden das System zum Kotzen, haben aber eine Wohnung gekauft oder ein Haus in der Toskana und das müssen sie noch abbezahlen. Ich nicht. Ich hab mein Geld einfach mit Aktien verbrannt. Lehmann Brothers. Sie wissen schon. Dreihunderttausend hab ich verloren. Hunderttausend davon als Kredit bei der Bank. Das zahl ich ab, bis ich dreiundneunzig bin. Aber ich hab trotzdem gekündigt. Ja, ich habe gekündigt. Und das in diesen Zeiten. Ich hab dem Chefredakteur

gesagt, dass ich es nicht mehr ertrage. Diese Heuchelei, diese Lügen. Ich muss was Ehrliches machen. Was Authentisches und Wahres. Einhundertfünfzigtausend Abfindung hab ich verlangt. Das steht mir laut Vertrag zu.

Lacht bitter, trinkt. Hält die Flasche hoch.

Das Schwert, mit dem wir die Furcht einreißen. Die letzten zehn Jahre habe ich getrunken, um meinem wahren Selbst die Hand zu reichen. Und wenn ich sie hielt, habe ich weiter getrunken, um sie von Mord und Selbstmord abzuhalten. Ich feiere heute übrigens meinen Fünfzigsten.

Blickt ins Publikum. Reagiert auf die Reaktion von ein paar Mutigen.

Danke. Sehr nett. Eigentlich feiere ich ja gar nicht, oder zumindest anders als das üblich ist. Ich finde, es gibt nichts, was ich feiern kann, außer einem vergeblichen und verirrtten Leben, oder? Vierzig war der Gipfel. Bis dahin ist es aufwärts gegangen, karrieremäßig, intellektuell, mit den Frauen. Und seitdem abwärts. Ich erwische mich bei dem Gedanken, als ich mir Wanderschuhe gekauft habe, dass das die letzten waren. Komisch, oder? Fünfzig war die Schwelle, an der ich immer weniger Dinge zum ersten Mal und immer mehr zum letzten Mal gemacht habe. Danach hat der Verfall begonnen. Das große Verfaulen. Wissen Sie, wer mit fünfzig mit seinem Leben nicht unzufrieden ist, hat resigniert.

Sein Handy klingelt. Er ist überrascht, betrachtet es. Drückt den Anruf weg.

Ich habe mit dreißig die falsche Ausfahrt genommen und seitdem nicht mehr den Mut gehabt, umzudrehen. Zwanzig Jahre in die falsche Richtung. Und wahrscheinlich lebe ich noch zwanzig oder dreißig oder vierzig Jahre, wenn nichts dazwischen kommt. Ich war vor kurzem an meiner alten Uni gewesen. Ich sehe den Eingang und hab geweint. Ich

konnte gar nicht mehr aufhören. Weil ich mich erinnert habe, was ich damals werden wollte, was für Ideen ich hatte. Ich weiß nicht, ob ich das sagen kann, ohne dass sie gleichen denken, ja natürlich, der auch. Ich wollte Autor werden. Theaterstücke, Romane, Kurzgeschichten. So was wie Hemingway, Mamet, Shepard. Aber ich hab mich nicht getraut. Und jetzt stell ich mir vor, dass ich beim jüngsten Gericht gefragt werde, was ich gemacht habe, und dann muss ich sagen, ich war Kritiker. Ein Schmarotzer am Arsch der Kunst. Nicht produktiv, sondern reaktiv. Reagiere auf das, was andere machen. Gehe kein Risiko ein. Wie ein Kleinbürger, der immer Recht hat, weil er nicht handelt, sondern immer schon wusste. Ein feiger Hund! Da hab ich geweint. Verstehen Sie?

Er weint, beruhigt sich wieder.

Kritiker ist doch kein Beruf. Für einen Mann! Für eine Frau, vielleicht, weil die ja nicht so getrieben sind, was beweisen zu müssen. Aber für einen Mann. Als Kritiker taumelst du hinter den Helden her und hoffst, dass ein wenig von ihrem Licht auf dich abfällt. Deswegen suchst du dir ja die Regisseure oder Inszenierungen aus, die bekannt und berühmt sind. Du forderst sie heraus, erklärst ihnen den Krieg und hoffst, dass du durch deine Kritik auch zum Helden wirst. Im Grunde willst du geliebt werden. Und dann gibt es Autoren und Regisseure und Schauspieler, die sagen, Sie lesen keine Kritiken mehr. Ja, Himmel, wofür machen wir es denn?

Das Handy klingelt wieder. Er sieht aufs Display.

Entschuldigung, muss ich annehmen, ist mein Anwalt. Ja? Was haben die gesagt? Wie viel? 10.000 Euro? Das ist keine Abfindung, das ist ...

Das Handy fällt ihm aus der Hand. Er sucht es.

Hallo? Bist du noch da? Weil ich gekündigt habe. Wenn die mich gekündigt hätten, dann ... Und wenn ich die verklage? Verstehe. Und was soll ich jetzt machen? Ich denk drüber nach.

Er legt auf, ist sichtlich schockiert.

Ich hab es gewusst. Seit die Heuschrecken, diese Hedgefonds bei den Verlagen eingestiegen sind, die reinste Barbarei. Zwanzig Prozent Rendite wollen die haben. Diese Verbrecher. Man müsste die in die Luft sprengen. (brüllt) Das ganze Feuilleton. Die ganze Zeitung. Ist doch sowieso egal.

Trinkt.

In der Toskana haben sich jetzt die ersten Russen eingekauft. Die kommen da nicht mit Mercedes oder Rolls Royce, die kommen mit Hubschraubern. Wir waren in unserem Lieblingsrestaurant. Meine Frau und ich. Kommen sechs Russen mit ihren Weibern rein. Aufgetakelte Traktoristinnen mit Louis Vuitton Taschen und Titten von der Stange. Die Sorte, die zum Geburtstag eine neue Nase kriegt. Und der eine Russe sagt zu Giovanni, das ist der Wirt, er soll die anderen Gäste rauschmeißen, sie wollen das Lokal für sich haben. Wir sind übrigens mit per Du mit Giovanni. Das ist nicht jeder, Giovanni ist keiner von denen, die ihre Sympathie einfach so hinschleudern, Giovanni sagt dem Russen, das geht nicht. Ganz der Italiener, mit dieser südländischen Chuzpe. Der hat keine Angst. Giovanni gehört ja auch irgendwie zu irgendeiner Mafia. Aber zu keiner Schlimmen. Greift der Russe in die Tasche. Wir alle denken, jetzt ballert er Giovanni ab. So ein Bündel Scheine, alles Hunderter. Bestimmt fünftausend. Giovanni sieht das Geld an und nimmt es. Dann kommt er an unseren Tisch und sagt, dass es ihm Leid tut und dass es einfach zuviel Geld ist und entschuldigt sich. Ich weiß natürlich, dass er nicht anders kann und sage, okay, wir gehen woanders hin. Wir sind ja befreundet. Ist natürlich eine Schweinerei, aber was soll

Giovanni denn machen. Ist doch auch normal, oder? Nicht bei meiner Frau. Sie schüttelt nur den Kopf und guckt so.

Macht es vor.

Der stumme Vorwurf ist ihre Lieblingswaffe, ihre emotionale Kalaschnikow. Wenn ich dann frage, was ist denn, zieht sie die Stirn in Falten, so, und sagt: „Da kommen sechs Idioten hier rein und du ziehst den Schwanz ein. Super.“ Sie denkt, dass ich ein Versager bin. Ein Feigling. Ich könnte ihr erklären, dass es darauf ankommt, die eigene Stärke und Möglichkeiten zu kennen. Ich könnte auf SunZi und die Kunst des Krieges verweisen. „Wenn du einen Feind nicht besiegen kannst, ziehe dich zurück, suche Verbündete und greife ihn erneut an.“ Aber das interessiert sie nicht. Rita will, dass ich aufstehe und mich gegen die sechs Testosteronberge stelle. Sie weiß, dass ich nicht gewinnen kann, sie will auch gar nicht, dass ich gewinne. Sie will, dass ich auf die Fresse kriege. Das wäre dann ihre Rache. Genugtuung für alles, was sie angeblich unter mir erleiden musste. Weil ich ihr intellektuell überlegen bin, will sie beweisen, dass mein Intellekt nichts nützt. „Du bist einfach ein feiger Sack,“ sagt sie zu mir, „machst die Leute verbal fertig und holst dir daran einen runter.“

Trinkt. Resigniert.

Sie hat Recht. Nicht mit dem Runterholen, aber was die Nutzlosigkeit angeht. Ich bin eine nutzlose Existenz. Ich spüre das am eigenen Körper. Das Image eines Mannes ist doch heutzutage denkbar schlecht. Entweder ist er ein Macho oder ein Weichei. Er soll Zeit für Familie, Frau und Kinder haben, soll aber auch erfolgreich der Globalisierung die Stirn bieten. Und wenn man dann auch noch Kritiker ist, potenziert sich die Erosion des Zwecks.

Das Handy klingelt. Er sieht aufs Display. Nimmt den Anruf an.

Ja? Rita? Von wo rufst du an? Weil ich die Nummer nicht sehen kann.
Ich kann wirklich ... Ja. Ja. Ja. Ja. Ja. Ja. Wir machen es so. Du beruhigst dich erstmal und dann telefonieren wir morgen wieder. Okay? Ja.
Ja. Ja.

Schaltet das Handy aus.

Jetzt tut es ihr leid. Gut so. Ich habe vor ein paar Monaten mit dem Schneider gesprochen. Der aus der Wissenschaftsredaktion. Er hat gesagt, das Kritisieren wäre bei mir ein Zwang. Eine Symbolhandlung, die stellvertretend einen Vorgang darstellt, der eine wichtige seelische Bedeutung hat. Ich bin auf diesem Gebiet Laie. Ich glaube zwar nicht an Psychologie, aber es scheint mir logisch, dass ... wenn ich etwas tue, kann es sein, dass das Motiv dafür im Unbewussten liegt. Ich weiß, was ich jetzt sage, das klingt vulgärpsychologisch. Aber, es könnte doch so sein ... meine Mutter hat meinen Vater immer kritisiert. Die hat ihn richtig runter gemacht. Und er hat sich nicht gewehrt.

Er weint.

Vielleicht ist meine Entscheidung, Kritiker zu werden gar keine freie Entscheidung meiner Vernunft gewesen, sondern es war eine Zwangshandlung. Der Zwang meiner Mutter wurde zu meinem. Er wurde mein Über-Ich. Oder so ähnlich. Ich bin, wie gesagt, Laie. Aber ich glaube, man muss seine versteckten Wünsche, seine Triebe kennen, um sie beherrschen, um ihnen entgehen zu können. Sonst lebt man sein ganzes Leben lang ein anderes Leben. Wäre das nicht eine Tragödie?

Trinkt.

Als ich mir das vor Augen geführt habe, war mein Beruf mit einem Mal sinnlos. Verstehen Sie? Die Kritik, die ich Ihnen am Anfang des A-

bends vorgelesen habe, das war ein atavistischer Reflex. Ein Zucken in meinem Hypocampus. In dem Stirnlappen hier oben. Aber seit ich weiß, warum ich kritisiere, macht es keinen Spaß mehr. Im Gegenteil. Und deshalb hatte ich beschlossen, die Seiten zu wechseln. Weil ein Mann etwas erschaffen muss. Ein Mann muss Mut haben. Ein Mann muss sich der Welt stellen. Das gilt jetzt nur für mich, wie sie damit umgehen, bleibt Ihnen überlassen. Ich will da niemandem Vorschriften machen. Aber ich hab mein Leben geändert. Ich musste es ändern.

Er nimmt einen Text aus der Jacke.

Ich habe ein Stück geschrieben. Es ist der Monolog einer Frau, Helena.

Er liest vor.

„Helena ist eine Zynikerin. Sie hat eine blonde Mähne, die wie ein Kornfeld wiegt, hohe Wangenknochen, Lippen, die pure Sehnsucht sind, Augen wie fiebrige Jade und einen Körper so schön, dass es dass weh tut.“ Das ist die Regieanweisung, jetzt kommt der eigentliche Monolog.

„Alles im Leben ist Geben und Nehmen. Aussehen, Unterordnung und Vagina gegen Wohlstand und Sicherheit. Warengesellschaft. Außerordentliche Attraktivität gegen die Macht des Alphetieres.

Ein Geschäft. Ähnlich dem der Prostitution, ein uraltes Prinzip. Und Liebe ist erst zweihundertfünfzig Jahre alt.

Er unterbricht für die Regieanweisung.

An dieser Stelle lacht sie, um nicht weinen zu müssen.

Das berührt ihn. Er hält einen Moment inne. Liest dann weiter.

Der Haken ist das anfällige Investment. Der Körper altert und verfällt. Der Mann beurteilt mich nach der Makellosigkeit meines Körpers. Aber hängende Brüste und die Schwangerschaftsstreifen sind trotz aller chirurgischen Kunstfertigkeit an Bauch und Oberschenkel wie ein falten- gewordenen Vorwurf sichtbar. Der Mann, fünfundfünfzig, tauscht mich, vierundvierzigjährig gegen die beiden zweiundzwanzigjährigen Assistentin Anja und Tanja ein. Der einzige Trost, der mir bleibt: Im Mercedes weint sich's leichter.“

Er legt den Text beiseite, lässt ihn wirken.

Es würde besser klingen, wenn es eine Schauspielerin vortragen würde. Es geht noch weiter, weil Helena ihren Mann als Geisel nimmt und tötet.

Er nimmt eine Pistole und hält sie ins Publikum.

Keine Angst. Ist nur Schreckschuss.

Er zielt auf sein Spiegelbild. Ein Schuss löst sich und die Kugel zerschmettert den Spiegel. Er erschrickt.

Scheiße. Was ist das denn?

Legt die Pistole weg. Aufgeregt, wütend.

Die haben mir gesagt ... Du kannst dich heute auf niemanden verlassen.

Er überspielt die Panne.

Ich habe es an ein Dutzend Verlage geschickt. Nur Absagen. Standardbriefe. Sehr geehrter Herr Jäger, leider haben wir derzeit keine Verwendung für Ihr Stück. Wir wünschen Ihnen dennoch alles Gute,

blablabla. Dann hab ich es ein paar Dramaturgen gegeben. Noch nicht mal eine Absage, gar nichts. Schweigen im Walde. Aber ich weiß warum. Weil sie sich an mir rächen wollten. Und weil es kein Marketing für das Stück gibt. Ich war natürlich einen Moment lang demoralisiert. (veralbert sich selbst) „Vielleicht bin ich ja gar kein guter Dramatiker. Vielleicht fehlt mir die Kraft immer in dieser Wunde herumzuwühlen. Ich hab mich doch als Kritiker längst in meinen Kopf geflüchtet und es mir dort gemütlich gemacht.“ Aber darum geht es nicht, oder? Qualität ist nicht entscheidend, sonst müsste man achtzig Prozent der Theater schließen. Dann hab ich es Ava gegeben. Sie hat gesagt, es wäre schön. Sprachlich und gedanklich altmodisch und kommerziell. Das würde ihr gefallen.

Er nimmt Fotos von ihr aus der Plastiktüte, betrachtet sie.

Ich hab sie entdeckt. Ich war der Erste, der erkannt hat, was in ihr steckt. Ein Talent, zerbrechlich wie eine Glasmengerie. Ich hab sie gesehen und wusste, die wird eine ganz Große. Ich hab in der Offenbach Post geschrieben. „Als Gott Ava Wiese schuf, wollte er angeben“, hab ich geschrieben. Ich hab sie in meinen Kritiken hochgejubelt. Und dann ist sie eines Abends zu mir gekommen, es war nach der Premiere vom zerbrochenen Krug, sie hatte die Eve gespielt, die Eva.

Er verliert sich kurz

Ich hab an der Bushaltestelle gestanden und auf den Bus gewartet, weil ich den Führerschein los bin, aber das ist eine andere Geschichte. Hab ich Ihnen das erzählt mit meinem Führerschein? Egal. Jedenfalls kommt sie zu mir und sagt, sie sind doch der Hans Jäger. Ich frage, warum. Ich hab einfach Angst gehabt, dass sie wütend ist und ... was weiß ich ... andererseits ist sie eine Frau und als Mann, auch als Kritiker sollte man nicht vor jedem Angst haben. Ich hab gefragt, warum sie das wissen will, und sie hat gesagt, dass sie sich bedanken will, weil ich so eine

geile Kritik über sie geschrieben habe. Das Wort „geil“ stammt von ihr. Ich hab gesagt, dass sie sich nicht bedanken muss, weil sie ja „geil“ gespielt hätte und ich nur meine Arbeit getan hätte. Dann hat sie gesagt, dass die anderen Kritiker ja total negative Wichser wären. Ich hab sie in den Springbock eingeladen, und wir haben die ganze Nacht geredet. Sie hat erzählt, dass das Regietheater sie anödet. Sie will da nicht länger mitmachen. Sie will gute und moderne Stücke spielen, Filme. So wie damals Fassbinder, politische Filme. Das hat mir gefallen. Das war so mutig, so unbedingt und radikal. Und da haben wir verabredet, dass wir zusammen durchbrennen. Mit der Abfindung habe ich ja genug Geld, damit wir zwei Jahre leben könnten.

Sieht auf die Uhr.

Wo bleibt sie denn?

Der Koffer ist fertig gepackt. Er hat Mühe, ihn zu schließen.

Da dachte ich noch, es wären 150.000. Aber egal. Was ist schon Geld? Seit ich Ava kennen gelernt habe, hat sich mein Bild vom Mann verändert. Ich bin gewissermaßen zur Männlichkeit zurückgekehrt. Oder sagen wir mal so, ich hab sie überhaupt erst entdeckt. Als moderner Mann habe ich ja enorme Schwierigkeiten mit der Männlichkeit. Wissen Sie, ich bin in einer Familie aus lauter Frauen aufgewachsen. Lauter und lauten. Drei Schwestern, wie bei Tschechov. Werden Sie da mal ein Mann. Sie haben es bestimmt gut gemeint, als es hieß, ich müsste unter allen Umständen meine asozialen Aggressionen, meinen anthropologisch überholten Egoismus ausrotten und stattdessen meine friedfertige Seite entdecken. Ich bin acht Jahre zu einer Gesprächstherapeutin gegangen. In der Zeit waren meine besten und einzigen Freunde weiblich. Ich war die seelische Entsprechung zu Frankensteins Monster, und entsprechend stolz bin ich von den Frauen um mich herum präsentiert worden. Seht her, der ideale Mann. Ja, ich war der ideale Mann. Ein

Gefühlsflickwerkmonster, das in der Theorie wie ein netter Kerl aussieht, sich in der Praxis aber als untauglich erweist. Weder erfolgreicher Ernährer, noch großartiger Liebhaber, noch mutiger Beschützer noch stolzer Vater. Von allem nur Zitat und Karikatur. Und was wird so jemand, wenn er sich für einen Beruf entscheiden soll? Kritiker. Der ideale Beruf für Männer, die nicht wissen, wer sie sind.

Stücke schauen hervor, er schneidet sie mit einer Schere ab.

Aber damit ist es vorbei. Ich habe jetzt alles auf eine Karte gesetzt. Das muss man, wenn man fünfundvierzig ist und es mit dreißig noch nicht gemacht hat. Da gibt es keine Halbheiten mehr. Kein Ausweichen vor der Wahrheit. Damit kann man sich die Jahre davor betrogen. Mit fünfundvierzig spätestens muss man eine Entscheidung treffen und ihr dann folgen. Es kann auch die Entscheidung sein, alles so zu belassen, wie es ist. Ich will da niemandem Vorschriften machen. Aber ich musste eine Entscheidung treffen, eine radikale. Weg mit den Kompromissen, mit dem feigen Zaudern, mit den eloquenten Erläuterungen der Unmöglichkeiten, dem vernünftigen Dahinsiechen. Lebendig tot war ich lange genug. Wann, wenn nicht jetzt soll ich mich an meine Träume erinnern und sie aus dem Schlaf heraus in den Tag holen?

Stellt den Koffer auf dem Boden ab. Sieht wieder auf die Uhr.

Eigentlich müsste Sie schon längst da sein. Es gibt eine schöne Geschichte von Franz Kafka, die mich erschreckt und ermutigt hat: Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Zu diesem Türhüter kommt ein Mann vom Lande und bittet um Eintritt in das Gesetz. Aber der Türhüter sagt, dass er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne. Der Mann überlegt und fragt dann, ob er also später werde eintreten dürfen. "Es ist möglich", sagt der Türhüter, "jetzt aber nicht." Da das Tor zum Gesetz offen steht wie immer und der Türhüter beiseite tritt, bückt sich der Mann, um durch das Tor in das Innere zu sehn. Als der Türhüter das merkt,

lacht er und sagt: "Wenn es dich so lockt, versuche es doch, trotz meines Verbotes hineinzugehn. Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Türhüter. Von Saal zu Saal stehn aber Türhüter, einer mächtiger als der andere. Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr ertragen." Der Mann vom Land setzt sich auf einen Schemel und wartet viele Jahre. Immer wieder will er den Türsteher bestechen, aber der bleibt hart. Am Ende stirbt der Mann vom Land, und der Türhüter brüllt in sein vergehendes Gehör: "Hier konnte niemand sonst Einlass erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn."

Er wird unruhig, die Attitüde bricht in sich zusammen.

Einmal könnte doch auch für mich ein Wunsch in Erfüllung gehen, oder? Ist das zuviel verlangt? Kann ich nicht auch einmal belohnt werden? Nicht mit Karriere oder Geld oder Applaus. Nein, hier. (deutet auf sein Herz). Wie es bei Shakespeare heißt: „Ich muss verzweifeln. Kein Geschöpf liebt mich, und sterb ich, wird sich keine Seele erbarmen.“ Darf ich nicht ruhen? Geliebt werden? Wenn Mars und Jupiter, die Götter des Krieges in meiner Seele schweigen?“

Er bricht auf die Knie, weint.

Es tut mir leid. Jedes Wort, jeder Artikel, jede Insultation. Versteht das denn niemand? Ich war ratlos, wütend, ich war enttäuscht. Ja, ich war enttäuscht. Ein verwundetes Kind. Ich wollte Rache für alle Demütigungen, wollte, dass jemand am Boden liegt und blutet. Ein Opfer. So war es. Ein immerwährendes Opfer, wie Prometheus am Felsen, dessen Leber gefressen wird und der nicht sterben darf, weil er das Licht der Erkenntnis gesehen hat. Jemand muss doch geopfert werden. Ist es nicht so? Sind nicht erst Opfer das, was uns zum Sieger macht? Immer und überall. Ja. So ist es. Aber die Lüge meines Lebens ist, dass es in all dem Blut der Worte nur ein Opfer gibt. Nur eines. Und das ist keiner

von denen, die ich kritisiert habe, ermahnt habe, manchmal beleidigt habe. Nein. Ich bin es. Ich bin mein eigenes Opfer. Ich werde geopfert. Vom ersten Tag an. Oh Gott, warum?

Weint stärker. Lacht fatalistisch. Reißt sich zusammen.

Ich darf den Mut nicht verlieren. Sie wird kommen. Sie hat es mir versprochen. Und wieso auch nicht. Ich bin ein toller Mann. Gebildet, charmant, eloquent, zärtlich. Ich bin der ideale Partner für eine junge Frau mit Vaterkomplex. Noch siebzehn Minuten.

Er deutet auf die Uhr an der Bombe, wartet.

Die habe ich bei eBay gekauft. Rent a bomb. So eine Hisbollahfirma. Das sind dreizehn Kilo TNT. Ist nicht viel, denken Sie vielleicht. Das stimmt, die Hiroshima Bombe hatte 13 Kilotonnen. Aber in einem geschlossenen Raum ... von Ihnen wird nichts übrig bleiben. Tut mir leid. Und selbst wenn sie sofort aufspringen und raus rennen, müssten sie sich schon mit mehr als 6.900 Metern pro Sekunde bewegen. Das schaffen Sie nicht. Abgesehen davon, dass Sie viel zu neugierig sind um jetzt zu gehen. Sehen Sie, das wusste ich.

Nimmt aus dem zweiten Koffer eine Videokamera, baut sie auf ein Stativ, verbindet sie mit dem Computer.

Deswegen bin ich ja überhaupt erst auf die Bombe gekommen, weil sie die perfekte Marketingmaschine für einen angehenden Theaterautor ist. Es ist doch so, der Künstler will das Publikum wachrütteln, will Aufmerksamkeit erregen. Der Rainald Goetz hat sich 1983 in Klagenfurt beim Ingeborg-Bachmann-Preis mit einer Rasierklinge die Stirn aufgeschnitten und seinen Text mit blutender Wunde gelesen. Der Texte war eher mittelmäßig, heißt es, ich war nicht dabei, aber von da an war er berühmt. Das hier ist so was Ähnliches. Es ist gewissermaßen die radi-

kale Variante von Handkes Publikumsbeschimpfung.

Schaut durch den Sucher. Kein Bild. Hantiert an der Kamera.

Das Werkzeug des Künstlers zu Ende denken. Dazu gehört natürlich auch den elementaren Gedanken des Zerstörens wörtlich zu nehmen. Und das kann kein Theaterstück mehr sein, überhaupt nicht Geschriebenes mehr. Weil jeder Idiot heute was schreiben und ins Internet stellen kann. Das ist eben der Nachteil der Demokratisierung der Kunst. Und deswegen die Bombe. Die Mauern zwischen Fiktion und Realität einreißen. Das wahre Theater wird heute nicht mehr auf den Bühnen gespielt. Das wahre Theater findet in den Selbstmordattentaten statt. Nichts war überzeugender als die Flugzeuge, die in das World Trade Center geflogen sind.

Die Schutzklappe war noch auf der Linse, entfernt sie.

Und wissen Sie, wenn man heute berühmt werden will, kommt man mit einer blutenden Stirn nicht weiter. Da braucht es ganz andere Dimensionen. Da muss man sich als Mensch ins Spiel bringen, als komplexer Organismus. Idee und Materie. Intellekt und Körper. Es reicht nicht mehr, einen bösen Text zu schreiben, man muss selbst der Text sein. In gewissem Sinne sind Sie jetzt kulturelle Märtyrer. Ob Sie wollen oder nicht. Ich werde euch alle niedermetzeln. Ihr verblödeten Kulturspießer.

Er legt den Computer in den Koffer, schließt den Deckel.

Ich weiß, dass haben Sie nicht erwartet, stand auch nicht im Programmheft, aber so ist es nun mal. Wo ist heutzutage noch das drin, was drauf steht? Und außerdem wird alles auf dem Bekennervideo aufgezeichnet. Deswegen der Rimowa. Das habe ich mit denen verabredet. Und die werden auch Werbung damit machen. Dass man nicht wüsste, was hier

passiert ist, wenn nicht in ihrem Koffer ein Computer alles speichern würde. Und der Koffer geht ja nicht kaputt.

Schaut ins Publikum, keine Begeisterung. Schwenkt die Kamera ins Publikum.

Mein Gott, jetzt haben Sie sich nicht so. Das ganze Leben ist Zerstörung und Tod. Am ersten Tag unseres Lebens beginnen wir bereits zu sterben. Sehen Sie es doch mal von der positiven Seite. Das besondere ist doch, Sie werden dabei sein, Sie werden Zeuge sein, Teil dieses historischen Momentes. Nicht mehr nur passiver Zuschauer, kritikloser Konsument, hirnloses Kulturschaf, nein, Ihr Name wird am Eingang des Theaters stehen. Wenn es wieder aufgebaut ist. Sie können sagen, ich war dabei gewesen, ich hab seine letzten Worte gehört und verstanden. Sie können Ihren Freunden vorschwärmen, dass sie ins Theater gegangen wären, um sich unterhalten zu lassen und dann, auf einmal und völlig überraschend eine Katharsis erlebt hätten. Sie *könnten* es sagen, wenn Sie noch leben würden. Aber das ist jetzt kein Beinbruch, weil ich alles aufzeichne in meinem Bekennervideo.

Er schaut auf die Uhr am Zeitzünder. Schaut zur Tür. Keine Spur von Ava.

Noch dreizehn Minuten. Wo bleibt sie denn? Vielleicht sollte ich es um ein paar Minuten verlängern.

Er will die Uhr verstellen, kommt mit den Funktionen nicht klar.

Wo stellt man jetzt ... Kann man das Zeug nicht so konstruieren, dass es auch Otto Normalverbraucher benutzen kann? Muss das alles so kompliziert sein?

Er geht zum Macbook. Er ist wütend.

Für mich ist das ein klares Zeichen der Inkompetenz der Leute, die so was erfinden. Das ist wie bei den Fahrkartenautomaten der Deutschen Bahn. Versuchen Sie mal an so einem Scheißautomaten eine Hin- und Rückfahrkarte für zwei Erwachsene und zwei Kinder mit Fahrrädern im Wochenendtarif zu lösen. Bis Sie das raus haben, ist das Wochenende vorbei.

Er tippt, sucht im Internet.

Ich will jetzt nicht schon wieder kritisieren. Der Vorteil des Internets, Amazon und eBay und das ganze Zeug, ist einfach, dass man so was wie eine Bombe einfach so bestellen kann. Das halte ich all den Gegnern des technischen Fortschritts immer entgegen, dass der Fortschritt wahnsinnige Möglichkeiten bietet, wenn man sich darauf einlässt. Das Problem ist nur der Service. Wenn an meinem Auto was kaputt ist, gehe ich in die Werkstatt, wenn das Obst verfault ist, bringe ich es zurück in den Bioladen. Aber bei einer Bombe. (sucht weiter, lacht fassungslos) Die haben überhaupt keine Seite für Reklamationen. Was ist das denn für ein beschissener Service?

Findet was er sucht.

Hier. Gebrauchsanleitung. Tamilisch, baskisch, irisch, holländisch, schwiezerdütsch. Schwiezerdütsch? Was denken sich diese islamischen Wichser eigentlich dabei, keine deutsche Übersetzung ins Netz zu stellen? Wir sind immer noch das Volk, das die größte Erfahrung mit dem Terror hat. Wer hatte denn die SA und die SS und die Stasi? Das waren doch wir. Gegen das, was wir fertig gebracht haben, ist dieser popelige und, Entschuldigung wenn ich das so sage, dilettantische Dschihad doch ein Witz. Ich meine, die Palästinenser, nicht, dass ich das für gut heiße, aber die kriegen es doch nicht hin. Und der Osama bin Laden. Wie viele hat der auf dem Gewissen? Das ist doch nichts gegen den ersten und zweiten Weltkrieg. Und da darf ich doch wohl verlangen, dass

eine deutsche Gebrauchsanleitung im Netz steht. Bei Hundertachtzig Dollar. Denen fehlt da einfach das deutsche Talent zur Organisation, zur Disziplin, zur Konsequenz und zum Gehorsam. Gibt's da nicht irgendwo so ein Übersetzungsprogramm? Ja, hier.

Startet das Übersetzungsprogramm. Wartet.

Sehen Sie, ich war einen Moment lang versucht, auch noch zum Technikkritiker zu werden. Aber man darf nicht verzweifeln, man muss die Dinge positiv sehen. Ist das Glas halbvoll oder halbleer?

Ein Ton signalisiert das Ende der Übersetzung

Keine dreißig Sekunden. Sensationell, oder? (liest) „Der Bombe hat Funktion mit die Uhr und das direkte Erregung zur Klopfung der Sprengstoff im Nu.“ Wozu noch Theater, wenn solche Texte im Internet stehen? So eine gequirelte Scheiße. Ich kaufe eine Bombe für hundertachtzig Dollar und kriege keine ordentliche, deutsche Gebrauchsanleitung.

Er untersucht die Uhr. Er drückt mehrere Knöpfe, nichts geschieht.

Verdammt noch mal. Kennt sich jemand mit so was aus? Ist jemand vom BKA oder BND hier im Raum? Hisbollah? Al Qaida? Jemand aus der Sauerlandgruppe? Das ist typisch, gehen einem auf die Nerven mit ihrem Sermon von wegen Gotteskrieger, aber wenn man sie mal braucht.

Er drückt weiter. Ein Knopf fällt herunter.

Jetzt schau sich einer das an. Deswegen funktioniert es nicht. Was für ein Pfusch. Das ist einfach mal schnell zusammengeschustert. Hingeschludert.

Versucht den Knopf zurück in die Uhr zu praktizieren.

Keine Panik. Wir haben noch neun Minuten. Neun Minuten sind eine Ewigkeit. Wenn man beim Zahnarzt sitzt und die Betäubung lässt nach. Der gehört hier rein. Ich finde ja, wenn es was an der Globalisierung zu kritisieren gibt, dann ist es die schlechte Verarbeitung der Produkte. Die Qualität leidet einfach, wenn das Zeug irgendwo im chinesischen Hintertupfung zusammen geschraubt wird. Einfach, weil die da keine Ahnung von deutscher Gründlichkeit haben. Und da können Sie noch so viele deutsche Ingenieure hinschicken, damit die die Leute schulen. Die kapieren es nicht, weil es ihnen nicht im Blut liegt.

Er schafft es nicht.

Gott, da muss man Finger wie Pinzetten haben. Kann jemand von Ihnen?

Er wendet sich ans Publikum, sucht einen Zuschauer aus.

Könnten Sie? Nur damit es schneller geht. Wir haben ja nicht ewig Zeit. Also Sie nicht. Ich schon. Lustig, jetzt wird es auch noch Mitmachtheater wie in den Sechzigern. Anschließend ziehen wir uns aus und schlachten ein Huhn.

Der Zuschauer versucht den Knopf in das Loch zu stecken. Hans redet mit dem Zuschauer.

Wissen Sie, es heißt immer, Selbstmordattentäter wären feige und würden Unschuldige in den Tod reißen. Ich verstehe diese Meinung, wenn es Tiere und Kinder trifft. Aber wenn es Leute wie Sie trifft, da trifft es doch keine Unschuldigen, oder? Geht's? Versuchen Sie mal mit Gewalt.

Er reicht dem Zuschauer den Hammer.

Irgendwie bewundere ich Selbstmordattentäter. Ich habe da so eine klammheimliche Freude. In der so genannten zivilisierten Welt haben wir uns doch von jeder vergleichbaren Radikalität verabschiedet, was ich bedaure. Wir sind nicht mehr in der Lage, etwas zu tun, das größer ist als wir. Dabei hätten wir Grund genug. Vielleicht sogar mehr als diese armen verwirrten Selbstmordattentäter im Irak. Wir haben doch alle soviel Schuld auf uns geladen, da muss man noch nicht mal die christliche Erbsünde bemühen. Es reicht doch, wenn wir unser eigenes verpfushtes Leben ansehen. Denken Sie nur mal dran, wie oft sie sich schon überlegt haben, auszubrechen, was anderes zu machen, sich von ihrem Partner zu trennen, die Firma zu verlassen, was ganz anderes zu tun. Geht nicht?

Der Zuschauer schafft es auch nicht.

Himmel, wie kann man nur so ungeschickt sein. Ich sage Ihnen, in so einem Moment ist es verdammt schwer, nicht zu kritisieren. Danke, Sie können sich setzen.

Er sucht in den Plastiktüten.

Allein, dass Sie hier sitzen und sich die jämmerliche Lebensbeichte eines zweitklassigen Kritikers anhören, eines Hamlet für Arme, ist doch schon Beweis genug für ein verpfushtes Leben.

Er findet einen Schraubenzieher, schraubt an der Zeituhr herum.

Und das Schlimmste ist, Sie haben nicht die Kraft was zu ändern. Ich hindere Sie daran, das Stück anzusehen, und Sie sitzen brav da und glotzen romantisch und warten, was passiert. Vielleicht ist „hamlet Re-

loaded“ eine gute Inszenierung. Haben Sie sich das mal überlegt? Vielleicht hätte es Ihnen gefallen! Hätte Ihnen etwas über Ihr eigenes Leben gesagt. Sie unterhalten und bewegt. Stattdessen haben Sie sich auf mich als Autorität verlassen. Den Kulturkritiker der Offenbach Post. Statt Hamlets Monolog haben Sie sich mein Gejammer angehört. Ja, sind Sie noch bei Trost? Noch vier Minuten!

Er schafft es nicht, die Uhr zu verstellen. Er nimmt den Hammer, schlägt auf die Bombe drauf. Schlägt sich auf den Daumen, schreit auf, hüpfert umher.

Au!

Er tritt gegen die Bombe, die fliegt in eine Ecke. Er steht ratlos. Er holt die Bombe, nimmt einen Stuhl, setzt sich. Er hält die Bombe in seinem Schoß.

Hat ja keinen Zweck, in Panik zu verfallen. Ich hab es so gewollt. Die Entscheidung war konsequent und deswegen richtig. Wissen Sie, das zeichnet einen Mann aus, dass er seinen Weg zu Ende geht. Egal ob beim Zahnarzt oder bei einem Selbstmordattentat. Ich hab gewusst, dass ich in Panik verfallende. Deswegen ja auch der irreversible Zeitzunder. Da bleibt mir keine Wahl mehr. Natürlich könnte ich davon laufen. Aber wohin? Ich meine das nicht räumlich. Ich meine das existentiell. Gibt es da draußen eine Zukunft? Nein. Wenn Ava nicht kommt, dann bleibt alles so wie es ist. Dann bin ich doch nur ein entlassener Kritiker, ohne Perspektive mit einer mickrigen Abfindung und fünfzig Jahre alt. Wenn man sich mit der Realität, oder dem, was wir dafür halten, anfreundet, ist es ganz einfach.

Sieht auf die Uhr am Zeitzunder.

Eine Minute.

Er wartet.

Haben Sie auch dieses Gefühl von großem Frieden? Also ich werde davon geradezu überrollt. Da hab ich sogar Gänsehaut.

Zeigt den Unterarm ins Publikum.

Hier, sehen Sie! Komisch, oder?

Wartet weiter. Er furzt.

Entschuldigung, das war ich.

Wedelt mit der Hand.

Riecht nicht. Und selbst wenn ... verdammt noch mal, ist doch nur natürlich. Wann, wenn nicht in diesem Moment sollten wir die Enge der bürgerlichen Konventionen verlassen und so sein, wie wir sind. Wenn Sie auch müssen, bitte.

Wartet weiter. Steht plötzlich auf, holt Avas Tagebuch, sucht eine bestimmte Seite, liest vor.

„Für Hans Jäger. Ich ging im Walde / so für mich hin / und nichts zu suchen / das war mein Sinn. / Im Schatten sah' ich / ein Blümchen stehn / wie Sterne leuchtend wie Äuglein schön. / Ich wollt es brechen / da sagt es fein / Soll ich zum Welken / Gebrochen sein? / Ich grub's mit allen / den Würzlein aus / zum Garten trug ich's / am hübschen Haus. / Und pflanzt es wieder / am stillen Ort / nun zweigt es immer / und blüht so fort.

Er ist gerührt.

Das ist es. Goethe. Mit dem Furzen hab ich es verstanden. Das hängt damit zusammen, dass man beim Furzen den Beckenboden entspannt, und das wirkt bis in Gehirn. Ich hab die ganze Zeit nicht gewusst, was sie mir damit sagen will. Aber sie will mir sagen, dass ich die Wut und die Verletzungen überwinden soll. Das ist es doch, oder? Wenn man immer mit dem Blick in der Vergangenheit klebt, dann kann man die Blumen nur brechen. Oh Gott!

Er ist aufgeregt, euphorisch.

Vor ein paar Augenblicken habe ich davon gesprochen, dass ich aufhören will mit dem Kritisieren und mich dem Leben zuwenden. Das Leben umarmen. Aber jetzt weiß ich erst, was das wirklich heißt. Ich verstehe es! Verstehen Sie es auch? Es wäre so schön, wenn wir es gemeinsam verstehen würden. Wir müssen nur aufhören zu kritisieren. Wir müssen Frieden schließen. Wir müssen uns klar machen, dass wir nicht mit den Dingen um uns herum unzufrieden sind, sondern mit uns selbst. Suchen Sie in Ihrer Seele, in der Vergangenheit nach dem Skandal, aber kritisieren sie nicht. Nicht Ihren Mann, nicht Ihre Frau, Ihre Kinder, Ihren Chef, Ihre Angestellten. Versuchen Sie nicht die anderen zu verändern, verändern Sie sich. Entdecken Sie die Schönheit in sich. Ich hab jetzt so ein starkes Gefühl in mir. Haben Sie auch so ein starkes Gefühl in sich? So ein starkes Gefühl ist was wunderbares.

Er ist glücklich, weint. Da geht eine Tür auf. Ava kommt herein.

Ava? Ich wusste, dass du kommst.

Ava geht auf ihn zu, umarmt ihn, küsst ihn, lange.

Ich hab deine Sachen hier im Koffer.

Hans nimmt den ersten Koffer. Dann gehen sie zusammen. Die Bombe tickt.
Laut. Lauter.

Black. Dann sehr laut:

Musik: Beethoven 9. Fünfter Satz, Chor „Freude schöner Götterfunken“